



AUSGESPÄHT
Deutsche Internet-Nutzer
im Visier des BND

Die
Recht Schreib-
Katerstrofe

Warum unsere
Kinder nicht mehr richtig
schreiben lernen

kl aus macht mit seinen Vata

Auszug aus einem „Diagnosediktat“ in der zweiten Klasse 2013

Die neue Schlechtschreibung

Seit vielen Jahren sind Grundschüler einem deutschlandweiten Feldversuch ausgesetzt: Reformen wollten kreativere Geschöpfe heranzüchten. Nun lernen die Kinder nicht mehr richtig schreiben. Experten sprechen von einer Rechtschreibkatastrophe.

Marius beugt sich konzentriert über sein Heft. Er soll Fehler in einer kurzen Geschichte finden. Das erste Wort, das ihm auffällt, heißt: „geträumt“. „Das ist falsch!“, ruft er triumphierend. Lange denkt er nach. Dann schreibt er in Schönschrift „Getreum“ ins Heft. Als Nächstes stolpert Marius (alle Kindernamen geändert) über „Figuren“. „Auch falsch“, sagt er. „Es muss ‚Figuren‘ heißen.“

Es ist Dienstagmorgen, dritte Stunde: Rechtschreibunterricht in der zweiten Klasse einer Grundschule in der Nähe von Köln.

Viele Eltern, die einst in der zweiten Klasse Wörter wie „Geburtstag“ oder „Weihnachten“ gefälligt richtig zu schreiben hatten, packt angesichts einer solchen Szene das Entsetzen.

Der Lehrer jedoch ist zufrieden mit Marius und dessen Klassenkameraden. Sie dürfen mit den Buchstaben spielen, und Fehler sind erlaubt in der „Rechtschreibwerkstatt“, einem von etlichen hierzulande verbreiteten Verfahren, die Ideen des Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen aufgreifen.

Reichen war ein Mann mit Visionen, natürlich, das gehörte ja zur Reformpädagogik dazu. Es ging darum, den Drill abzuschaffen, es ging darum, die Kinder zu kreativeren Geschöpfen heranzuziehen, ihnen eine Stimme zu geben. „Lesen durch Schreiben“ nannte er sein Konzept. Klang nach Aufbruch, klang nach Frei-

heit. Und so verbreitete sich seine Idee in Deutschland wie ein Virus.

Jetzt können leider viele Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene nicht mehr richtig schreiben.

Es leiden vor allem schwache Schüler, für die sich das Konzept Reichens als Bildungshürde erweist; Bildungsforscher halten es inzwischen für gefährlich.

Aber seine Grundidee ist längst hinein diffundiert in die deutschen Schulen. Ob das Lehrwerk „Tinio“, die „ABC Lernlandschaft“, „Komfetti“, aber auch manchen Lehrhefte, die daherkommen wie klassische Fibeln – sie alle wurden von Seelenverwandten Reichens kopiert.

Jürgen Reichen (1939–2009) glaubte, dass Schüler sich die Schriftsprache selbst erarbeiten können, ähnlich wie sie als Kleinkinder das Laufen und das Sprechen lernen. Kernstück seines Konzepts ist die sogenannte Anlauttabelle, das „Buchstabenort“. Darin illustriert ein passendes Bildchen jeden Buchstaben. Eine Banane zum Beispiel steht für „B“.

Mit der Hilfe dieser Tabelle sollen die Abc-Schützen sich „alle Wörter der Welt“ aus Lauten zusammenfriemeln. Will ein Schüler etwa „Mami“ schreiben, spricht er die einzelnen Laute des Worts vor sich hin und sucht die Buchstaben dafür in den Bildchen der Tabelle zusammen: das „M“ von der Maus, das „A“ vom Affen und so weiter.

So wollte man die Kleinen zu „furchtlosen Schreibern“ heranzüchten, die

ben, sagt ganz klar: „Lesen durch Schreiben“ muss verboten werden.“ Und ihr Wort wiegt schwer – sie gilt als eine der renommiertesten Grundschulforschenden des Landes.

Auch der Münchner Jugendpsychiater und Legasthenie-Experte Gerd Schulte-Körne hält den Glauben an die Wunderkraft der Anlauttabelle für unheilvoll. Dringend fordert er, strukturierte Schreiblehrgänge bundesweit für den Grundschulunterricht vorzuschreiben.

Ähnlich sieht es der Hirnforscher Henning Scheich vom Leibniz-Institut für Neurobiologie in Magdeburg: „Schon die alten Pädagogen wussten, dass beim Schreiben lernen nur eines hilft: üben, üben, üben.“

Sogar die Schüler selbst melden sich zu Wort – aufgetrillert durch den Schock beim Übergang an die weiterführende Schule, wo orthografische Stümperei womöglich brutal geahndet wird. So forderte der Landesschülerrat in München Anfang des Jahres, dass die auf „Lesen durch Schreiben“ basierenden Lehrgänge abge schafft werden und man doch, bitte schön, zurückkehren solle zu den alten Methoden. Ich halte es für ausdrücklich schädlich“, sagt Landes schülervertreter Timo Greger, „dass Kinder nach einem Modell unterrichtet werden, in dem ihnen suggeriert wird, ihre eigene Rechtschreibung erfinden zu dürfen!“

Wie schlimm es um die Orthografie der Deutschen steht, das kann Günther Thomé gut erklären. Den Sprachwissenschaftler von der Frankfurter Goethe-Universität umweht die etwas altbackene Seriosität des Bilderbuch-Gelährten: hellbraunes Cordsakko, weißer Kragen, Schlipsknoten unterm V-Ausschnitt. Thomé leitet eine Legasthenie-Studie. „Die Schüler, die richtig schreiben lernen, tun dies trotz der Schule“, sagt er.

Das Wort „Rechtschreibkatastrophe“ betrachtet Thomé als korrekte Beschreibung der aktuellen Situation.

Vor sechs Jahren fand der Frankfurter Forscher in der Schulleistungsstudie DESI (Deutsch-Englisch-Schulleistungen-International) heraus, dass nur noch jeder fünfte Neuntklässler die deutsche Orthografie einigermaßen sicher beherrscht. In einem Testdiiktat mit 68 Wörtern schafften es die Schüler, im Schnitt 16 Fehler unterzubringen. Thomé: „Und dabei hatten Experten aus den Ministerien vorher gesagt, das Diktat sei zu leicht.“



ROBERT ISHMAN / PICTURE-ALLIANCE / DM



OLAF KES / FRANKFURT / M. GEMANN

Wie dramatisch das Rechtschreibniveau gesunken ist, hat jüngst Wolfgang Steing gezeigt. Germanist an der Uni Siegen. Er führte Viertklässler einen zweiminütigen Film vor, den vor 40 Jahren Schüler der selben Schulen in Dortmund und Recklinghausen auch gesehen hatten. Genau wie diese sollten die Kinder die Handlung – einen Streit um eine Puppe – nachzählen. Dabei kam heraus, dass Viertklässler sich aktuell im Schnitt 17-mal in 100 Wör-

tern vertun. Im Jahr 1972 waren es gerade einmal 7 Fehler gewesen. Die Forscher staunten über Texte wie diesen: „Dan haben sie dad Kind in ruhe gelassen und das Mädchen war Froh und ende!!!“

Wolfgang Steing war schockiert – nicht nur über die Zahl der Fehler, sondern vor allem darüber, wem sie unterliefen. „Es macht einen schon sehr betroffen“, sagt er, „dass heute die Schreibfähigkeiten von Viertklässlern, die auf dem oft lebensentscheidenden Sprung zu weiterführenden Schule sind, so viel stärker von der sozialen Schicht der Eltern abhängen als noch in den siebziger Jahren.“

Mit anderen Worten: Gerade jene Kinder, die aus sozial schwierigen Verhältnissen kamen, schnitten in der Rechtschreibung besonders verheerend ab. Nicht der Migrationshintergrund erwies sich als die größte Hürde, sondern die soziale Lage der Eltern: Kinder aus einer kroatischen Akademikerfamilie, meint Steing, hätten weniger Probleme mit der deutschen Rechtschreibung als Kinder aus einer deutschen Arbeiterfamilie.

Na und? Ist es wirklich so wichtig, ob es nun „doof“ oder „doovy“ heißt? Wer muss das wissen in Zeiten von Korrekturprogrammen und Facebook-Twitter-Blog-Kommunikation?

Wer solche Fragen stellt, blendet aus, dass es um weit mehr geht als um Dehnungs-h und Doppel-s. Die Orthografie ist eine Grundfähigkeit, die das Tor in die Welt jenseits der Bildung öffnet. Wer sie nicht beherrscht, versagt selbst bei Internetsuchen und bei der Fährdung nach Songs in iTunes. Jedes Lexikon bleibt eine Terra incognita, Nachschlagen führt in die Irre, bis die Kinder es, Frust lass nach, ganz bleiben lassen. Vor allem aber: Wer nicht weiß, wie man schreibt, kann auch nicht gut lesen.

Denn die Kenntnis richtiger Schreibung beschleunige enorm das Lesetempo, sagt die Pädagogikprofessorin Valtin. Wer da gegen jedes Wort entziffern müsse, sei

Auszug aus einem Diktatheft in der zweiten Klasse 1977

Jutta schreibt ihrer Großmutter zum Geburtstag.

einmalen

schnell frustriert: „Viele lesen nur sehr wenig, weil es schlicht zu mühsam ist.“ Umfassende Lektüre aber ist ein wichtiger Indikator für Bildungserfolg. Wer schon zu Beginn seiner Schulkarriere zu wenig liest, bekommt auch später zu wenig mit von der Welt in Zeitungen, Büchern, im Internet. Man hat ein intelligentes Kind erlernt, genau dieses: Es scheitert, weil die Schule ihm nicht beibringt, was man richtig schreibt. Erschreckend dabei: Niemand weiß, wie viele Kinder betroffen sind. Niemand erfasst, an wie vielen Schulen in Deutschland die Jünger der Anlautabelle lehren. Eine Anfrage bei den 16 Kultus- oder Bildungsministern der Länder ergab: Es sind stets die Schulen, meist sogar die Lehrer, die entscheiden, wie ihre Schützlinge unterrichtet werden. Niemand überschaut, wer wie und wo nach welchem Verfahren unterrichtet.

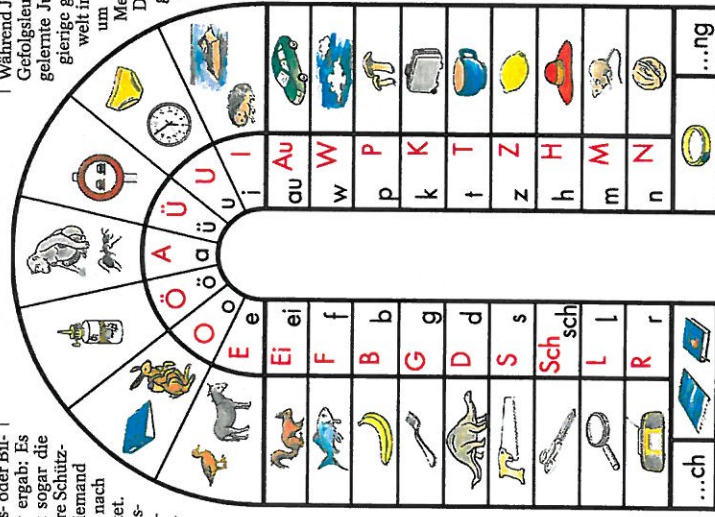
Es scheint, als hätten Kultusbeamte und Lehrer den Reformern die Grundschule als Experimentierfeld überlassen. „Dass neue Lehrmethoden vor ihrer Einführung nicht in qualitativ hochwertigen wissenschaftlichen Studien überprüft werden müssen“, sagt Hirnforscher Scheich, „entspricht unkontrollierten Menschenversuchen. Wenn ich als Wissenschaftler etwas Vergleichbares machen wollte, müsste ich dafür zumindest einen Antrag bei der Ethikkommission stellen.“

Nur Bayern macht den Lehrern etwas genauere Vorgaben. Und allein das sächsische Ministerium für Bildung und Kultur stellt klar: „Eine ausschließliche Umsetzung der Methode ‚Lesen durch Schreiben‘ nach Jürgen Reichen verbietet sich.“ In den anderen Ländern müssen lediglich die Lehrpläne erfüllt werden. Wie gut das mit den einzelnen Methoden gelingt, evaluiert niemand. Das sei

Aufgabe der Universitäten und Pädagogischen Hochschulen, wehren die Behörden ab. So konnte sich auch in Nordrhein-Westfalen der Schreibunterricht auf der Basis von „Lesen durch Schreiben“ weit hin durchsetzen. Deswegen dürfen jetzt in der Grundschule bei Köln, in Marius Klasse, Emilio einen ähnlichen Konzept wie Jürgen Reichen einst beschloss, die Kinder vom Drill richtige Schreibungen ausdiskutieren. „O, e, e, en“, buchstabiert Emilio das Wort, das auf seinem Kärtchen steht. Farid soll die Buchstaben im Kopf zusammensetzen. Er stutzt. „Heißt das jetzt Ofen oder

offen?“, fragt er. „Ofen“, sagt Emilio, „weil offen schreibt man klein.“ Farid zeigt sich noch nicht richtig überzeugt: „Ich schreib alles klein“, sagt er. „Das ist voll einfach.“

Wie konnte es bloß so weit kommen? Das ist eine Frage, die man Hans Brügelmann stellen muss, dem Mann, der mit einem ähnlichen Konzept wie Jürgen Reichen einst beschloss, die Kinder vom Drill richtige Schreibungen ausdiskutieren. „O, e, e, en“, buchstabiert Emilio das Wort, das auf seinem Kärtchen steht. Farid soll die Buchstaben im Kopf zusammensetzen. Er stutzt. „Heißt das jetzt Ofen oder



Reichens Anlautabelle
„Alle Worte der Welt“

mer recht.“ So wie die Paukerin in der dritten Klasse. Als er und sein Nachbar, beide eigentlich gut in Rechtschreibung, im Diktat „Bäcker“ mit „e“ geschrieben hatten, verpasste sie den Jungs bei der Rückgabe der Hefte Backpfeifen, weil sie Betrug vermutete. „Sie hat ungebremst ihre Macht ausgeübt“, sagt Brügelmann. Als er 1980 Professor an der Uni in Bremen wurde, machte er sich daran kaputt-zumachen, was ihn kaputtgemacht hatte: „Es ging darum, die Kinder zu befreien“, erzählt er, immer noch mit Begeisterung in der Stimme. „Es ging darum, ihnen Räume zu geben, in denen sie ihre eigenen Erfahrungen machen können.“

„Kinder auf dem Weg zur Schrift“ hieß das Werk, das er damals verfasste. Darin propagierte er eine neue Methode zum Schreibenlernen – die in ihren Grundzügen dem reichenschen Konzept ähnelt: den „Spracherfahrungsansatz“. Die Grundidee dabei ist, die Kinder einzuladen, über das zu schreiben, was sie interessiert. Das mache sie kreativ. Am Anfang steht auch hier die Anlautabelle. Brügelmanns Buch war ein Kracher. Innerhalb weniger Jahre erschien es in zweiter und dritter Auflage. Als „Leitdampfer“ steht es der Autor heute. „Es hat in der damaligen Aufbruchsstimmung gewirkt wie ein Katalysator.“

Brügelmann trat den Weg durch die Institutionen an. Er wurde Präsident der Deutschen Gesellschaft für Lesen und Schreiben und als solcher gleichsam zum amtlichen Verkünder der neuen Methode. Auch den Grundschulverband brachte er auf Kurs – und erreichte damit Zehntausende Lehrer.

In der Zeitschrift des Verbandes konnten er und Gleichgesinnte die Reichen-Methode und den Spracherfahrungsansatz ausführlich feiern. Zwar sprachentliche Studien gegen die neuen Heilslehren. Doch Brügelmann säte Zweifel. Auch an der Internationalen Grundschul-Lese-Untersuchung Iglu und den Vergleichsarbeiten, die das Ausmaß der Rechtschreibkatastrophe erahnen lassen, fand er wenig Gutes.

Für die Didaktikerin Agi Schröder-Lenzen von der Universität Potsdam ist

es ein Rätsel, wie es eine Idee ohne jegliche Vorprüfung schaffen konnte, die Grundschulpädagogik derart zu durchdringen. „Man muss doch von einem Bildungssystem erwarten können, dass Unterrichtsmethoden auf einer wissenschaftlich gesicherten Basis stehen“, sagt sie. Schröder-Lenzen hat, mit Kollegen selbst eine große Studie („BeLesen“) durchgeführt, um zu prüfen, welche Methode am besten funktioniert: ein Fibel-Lehrhang, der Brügelmannsches Sprach-erfahrungsansatz oder Reichens „Lesen durch Schreiben“. Über vier Grundschuljahre hinweg erfasseten die Wissenschaftler, was bei Berliner Kindern in sozialen



Jürgen Reichen (1939 – 2009)

Seine Ideen zu „Lesen durch Schreiben“ notierte der Schweizer Grundschullehrer bereits 1981; über Rundbriefe und seine Anhängerschaft verbreiteten sie sich in Deutschland, wo Reichen ab 1995 am Institut für Lehrerbildung in Hamburg arbeitete.

Brennpunkten hängenbleibt, wenn ihre Deutschlehrer sie mit den verschiedenen Methoden unterrichten. Die Fibelklassen, so zeigte sich, lernten deutlich mehr als die Reichen-Klassen. Im Methodenvergleich führte das Reichen-Konzept im Rechtschreiben kontinuierlich von der ersten bis zur dritten Klasse zu den geringsten Lernergebnissen. Darüber hinaus zeigte sich: Gerade die Sprösslinge von Migranten lernen

ten besser schreiben und lesen mit einer Fibel.

Ein ähnliches Ergebnis brachte die Marburger Studie, die ebenfalls 2002 startete. Sie verglich die anerkannte Fibel „Lollipop“ mit der zu einem wichtigen Teil auf der Reichen-Methode fundierenden „Rechtschreibwerkstatt“. Nach Abschluss der zweiten Klassen kam heraus, dass der Anteil der Kinder, die als rechtschreibschwach galten, in der „Rechtschreibwerkstatt“ bei 23 Prozent lag. Bei den „Lollipop“-Kindern waren es 5 Prozent.

Die Studie wurde dann fortgeführt bis ans Ende der vierten Klasse; zwar hatten die Rechtschreibwerkstatter nun viel aufgeholt; dennoch betrug der Anteil der Kinder mit orthografischer Schwäche immer noch 16 gegenüber 10 Prozent bei den „Lollipop“-Schülern.

„Rechtschreibwerkstatt“-Erfinder Norbert Sommer-Stumpenhorst hält nichts von der Marburger Studie. So hätten die „Lollipop“-Kinder beispielsweise einen Teil der abgefragten Wörter zuvor als Lernwörter ausgewidmet gelernt. Doch für die Grundschulpädagogin Schröder-Lenzen ist die Faktenlage eindeutig. „Die empirisch arbeitenden Kollegen sind sich einig. Methoden, die wie ‚Lesen durch Schreiben‘ gar nicht oder zu spät mit dem Rechtschreibunterricht beginnen, haben an den Schülern nichts zu suchen.“

„Gera- die Migrantenkinder brauchen eine systematische Unterstützung, um gut lesen und schreiben lernen zu können.“ Pädagogin Valtin ist ganz ihrer Meinung: „Es braucht nicht noch mehr Studien, die einige Kinder zum Scheitern verurteilen. Das wäre unethisch.“ Schon die Grundannahme Reichens, dass Kinder sich das Schreiben quasi selbst beibringen könnten, mutet absurd an, erklärt sie.

„Die Menschheit hat Jahrtausende gebraucht, um unsere heutige Alphabetschrift zu erfinden.“ Wie könne man da auf die Idee kommen, dass Kinder irgendwie naturwüchsig diese Schrift ganz allein lernen könnten?

Anfangs war Hans Brügelmann ganz fasziniert von Jürgen Reichen, vom freien Schreiben mit der Anlautabelle, von der Idee, dass Kinder sich das Schreiben

Wlftlauf. er

Sie wird und wird nicht fertig. Mutter ist schon

hat zum geortak ein pa

selber erschließen. An alldem hält er im-
mer noch fest. Ohne Rechtschreibunter-
richt jedoch, so gibt er zu, geht es wohl
doch nicht. „Lesen durch Schreiben“ in
Reinform ist ein Kunsfehler“, sagt er.

Tatsächlich jedoch hat Brügelmanns
Spracherfahrungsansatz, ebenso wie an-
dere von Reichen inspirierte Unterrichts-
materialien, viel mit der Lehre des Ur-
vaters gemein. So lautet ein Kernsatz
Reichens: „Kinder lernen umso mehr,
je weniger sie belehrt werden.“ Gestern
dieser Parole lassen die Lehrer beim
Lehrgang „Tinto“ jedem Kind die Wahl,
welchen Buchstaben es als Nächstes
lernen will; in der „Rechtschreibwerk-
statt“ muss selbst der Schwächste dar-
über entscheiden, mit
welcher neuen Recht-
schreibregel er sich nun
beschäftigen will.

Als wären orthografi-
sche Prinzipien verlor-
ckend wie Schoko- oder
Waldeisenteis, wird den
Schülern der nächste Lern-
inhalt angeboten: Willst
du lieber das „vokalsche
r“ oder das „Silben tren-
nende h“ lernen? Lieber
erst das „ie“ oder die
„Doppelkonsonanten“?
Dass dies Unsinns ist,
lässt sich inzwischen be-
legen durch die Ergebnis-
se einer umfangreichen
Untersuchung von John
Hattie. Der Bildungs-
forscher an der Univer-
sity of Melbourne werte-
te rund 800 Metastudien
aus, um herauszufinden,
welche Faktoren den
Kindern wirkliche Lern-
erfolge bringen.

Schüler, so lautet sein
Fazit, brauchen klare
Anfragen und gutstru-
kturierte Unterrichtsstunden.
Eine wirksame Methode
sei die „direkte Instruk-
tion“. Hattie betont, dass
er damit keinesfalls stupi-

den Frontalunterricht meine. Besonders
wichtig ist nach Hattie zudem, dass der
Lehrer nicht nur den Fortschritt jedes
Schülers genau beobachtet, sondern dass
er stets lenkend eingreift.

Dass ein solcher Unterricht sogar mit
„Tinto“ möglich ist, zeigt das Beispiel von
Ann-Cathrin Michel. Zwar unterrichtet
sie ihre erste Klasse in der Grundschule
Echoer Straße in Wuppertal-Ronsdorf
nach dem Lehrwerk, das auf der Reichen-
Methode basiert – dies ist an ihrer Schule
so üblich. Doch dabei achtet sie schon
früh intensiv auf richtiges Schreiben.

So hat Michel mit den schwachen Kin-
dern die Buchstaben ganz traditionell ge-
meinsam erarbeitet. „Die hätten das sonst
nicht geschafft“, sagt sie.
Und auch schwierige
Schreibzeichen wie „tz“
oder „ck“ – sie nennt sie
„Spezialbuchstaben“ –
nimmt sie mit allen Kin-
dern gemeinsam durch.
„Da will ich einfach auf
Nummer sicher gehen.“

„Wer hat denn schon
mal etwas vom ‚ie ge-
hört?“, fragt jetzt die Leh-
rerin. Sofort gehen zehn
Finger in die Höhe, und
schnell wird klar, dass das
Thema die Kleinen keines-
wegs überfordert. „Das ist
ein langes ‚i‘“, antwortet
ein Mädchen. „Eigentlich
hört man nur ‚i‘“, erklärt
ein Junge, „aber weil wir
wissen, dass es ein Spe-
zialbuchstabe ist, schrei-
ben wir es ‚ie‘.“

Nun sollen die Kinder
in kleinen Gruppen Wör-
ter mit ‚ie‘ sammeln. Eif-
rig tragen sie ihre Ergeb-
nisse zusammen: „So-
phie“, „Knie“, „Riese“,
„die“, „Spiel“, sagen sie,
und Michel schreibt die
ein Mädchen „Liebe“.
Sagt auch einige Jungs.
Und auch „wie“ geht

nicht einfach so durch. „Das schreibt sich
doch mit zwei ‚i‘“, kritisiert ein Kind.
„Nein“, sagt Michel, „es geht doch nicht
um die Spielkonsole!“

Anschließend sollen alle ihre Arbeits-
blätter zum Thema bearbeiten. Anton,
der bereits im Kindergarten Schreiben
gelernt hat, darf sich eine Quatsche-
schichte aus den Wörtern an der Tafel
ausdenken. „Sophie sah einen riesen“,
schreibt er in sein Heft. Als Ann-Cathrin
Michel nachfragt: „Überleg mal: Kannst
du einen Riesen anfassen?“, verbessert er
„riesen, solort in ‚Riesen‘“. Dass Nomen
größgeschrieben werden, hat er schon ge-
lernt und auch geübt.

Überhaupt: üben. Dieses uralte Prinzip
aus der Zeit vor den reformpädagogi-
schen Eiferern ist im Zuge der Neurneu-
gen auf der Strecke geblieben. „Recht-
schreibung ist etwas ganz anderes, als
zum Beispiel die Hauptstädte Europas
auswendig zu lernen“, sagt Henning
Scheich, der Hirn- und Lernforscher aus
Magdeburg. „Weil es kaum ein kognitiver,
sondern vor allem ein sogenannter proze-
duraler Lernprozess ist – wir lernen recht-
schreiben so, wie wir Rad schlagen,
Hochsprung oder Geige spielen lernen.“

Es ist zwar wichtig, die Technik gut er-
klärt zu bekommen. Dann aber muss ge-
übt und geübt und geübt werden.“
Irgendwann sinke das Gelernte von
höheren, bewussten in niedrigere, un-
bewusste Hirnregionen. „Dann schreibt,
spielt oder springt man automatisch rich-
tig, ohne groß nachzudenken“, sagt
Scheich. „Dann verpissst man das Gelernte
ein Leben lang nicht mehr.“

Genau dieses ständige Schreiben-
üben, richtige Wörter, mit der Hand, ist
bei den Reichen-Anhängern als Drill ver-
pönt. „Es ist doch nicht das Ziel, dass die
Kinder möglichst früh ‚Vater‘ mit ‚V‘,
schreiben und ‚Zoo‘ mit ‚zwei, o‘“, sagt
Norbert Sommer-Stummehorst, der Er-
finder der „Rechtschreibwerkstatt“. „Das
ist doch lächerlich. Die Kinder sollten ver-
stehen, wie es geht, dann können sie alles
schreiben.“

Scheich hält das für ein fundamentales
Missverständnis. Kognitives Lernen allein
bringe einen bei der Rechtschreibung

nicht weiter – genau so, wie das exakte
Berechnen von Flugbahnen noch keinen
guten Tennisspieler ausmache.

Prozedurales Lernen, so Scheich, sei
nun einmal ein Lernen durch Ausprobie-
ren, Korrigieren, Wieder-Ausprobieren.
Entscheidend für den Lernerfolg sei dabei
die möglichst prompte Lernkontrolle: Was
war falsch, und was war richtig? Beim
Radfahren lernt die Vierjährige, wenn ihr
Fahrrad umkippt; und Anton, wenn ihn
Lehrin Michel auf das kleingeschriebene
„riesen“ aufmerksam macht.

Deshalb macht es Henning Scheich
großgeschrieben werden, hat er schon ge-
lernt und auch geübt.

„Viel wichtiger als jede Korrektur gilt
bei den Vereckern von Reichens Ansatz
der Spaß an der Sache. Die Kinder dürfen
lustig verschriften, was ihnen so durchs
Köpfchen geht, am besten Alltägliche
aus ihrer Lebenswelt. Und wenn die klei-
ne Leonie über Monate hinweg „Alo“
statt „Auto“ schreibt, dann lässt man sie
entspannt gewähren.“

oft auch noch deutlich länger, nicht
oder nur unregelmäßig angestrichen
werden. Das orthografische Chaos wird
als „Privatschreibung“ des Schülers
beschönigt. „Das ist völlig verrückt“,
sagt Scheich. „Wie kann man das Wesen
des prozeduralen Lernens nur so ver-
kennen?“

Es mag toll sein, wenn die Kleinen mit
der Anlautabelle phantastische, witzige
Texte schreiben. Bloß: Hat sich die fal-
sche Art zu schreiben einmal eingepreßt,
wird man sie nur mühsam wieder los. Sie
ist dann genauso schwer zu korrigieren
wie ein falscher Aufschlag beim Tennis
oder eine schiefe Bogenhaltung beim Gei-
genspiel – und viel schwerer, als es gleich
von Anfang an richtig zu lernen.
Verzweifelt fragt eine Lehrerin in ei-
nem Internetforum um Rat: „Ich bin in-
zwischen nicht mehr ganz so überzeugt,
dass meine Schüler die Wertigkeit der
Rechtschreibung jemals verinnerlichen
werden. Wenn sie frei schreiben, fallen
fast alle in anarchische Zustände der



brigittebesler/epa/haupowel/Im Schreibunterricht

wingeduldig, weil der briefkanten bald geleert

Laufschuhebenekoennen.die.wil.er

Titel

Rechtschreibung zurück. Auch die Schrift ist teilweise katastrophal. Was habe ich falsch gemacht?*

Folgendes Zeugnis weitgehend der Anarchie hat eine Vierklässlerin verfasst: „Er sah auf, er nam den Stein, den das Mädchen in der Hand liegen hatte. Ich hab noch mehr Steine zu hause“. Ein überzeugter Reichen-Jünger findet auch da noch einiges zum Loben: Du kannst schon wörtliche Redel! Toll!

Auf Dauer bestärkt das stete Lob die Kinder in ihrem laxen Umgang mit der Schriftsprache. Also schreiben sie weiter wild drauflos, mitsamt allen falschen Wortschemata und Mustern, die sie sich über die Jahre angewöhnt haben. „Die falsche Strategie verfestigt sich“, konstatiert Pädagogikprofessorin Renate Valtin.

Wilfried Metzke, langjähriger, inzwischen pensionierter Grundschullehrer in Berlin, weiß genau, wie es besser geht. Er ist der Autor mehrerer strukturierter Fehlerwerke wie zum Beispiel „Tobi“. Damit lernen die Kinder zunächst alle gemeinsam mit einer überschaubaren Anzahl Buchstaben den schwierigen Zusammenhang zwischen gesprochenen Lauten und geschriebenen Zeichen kennen. Buchstabensatz ist dabei nicht gefragt.

„Viele Kinder“, so Metzke, „sind mit dem selbstgesteuerten Erwerb dieser Strukturen völlig überfordert.“ Die Lehrerin, erklärt er, müsse die Schüler unbedingt unterstützen bei diesen Analyse- und Synthese-Vorgängen beim Lesen und Schreiben.

Im Verlauf des Lehrgangs, so Metzke, würden dann die durch das Schriftsystem vorgegebenen Schwierigkeiten aufgegriffen, ihre Bewältigung würde ständig geübt und abgesichert.

Dass Kinder unbedingt über ihre eigenen Erfahrungen schreiben müssten, hält Metzke für nicht unbedingt notwendig: „Nicht jedes Kind“, meint er, „drängt es von sich aus zum freien Schreiben.“ Eine Kinderbuchgeschichte, die zur Identifikation einlädt, motiviere oft mehr.

* Er sah auf, er nahm den Stein, den das Mädchen in der Hand liegen hatte. Ich habe noch mehr Steine zu Hause“.

Besonders schlimm trifft das Erlernen falscher Strategien am Ende jene, die von Les-Rechtschreib-Schwäche betroffen sind. Denn die Kuscheipädagogik a la Reichen birgt die Gefahr, dass eigentlich förderbedürftige Mädels und Jungs vier Jahre Grundschule absolvieren ohne als Legastheniker aufzufallen. Eltern, die angesichts der Schriftproben ihres Kindes Bedenken anmelden, werden besänftigt: „Alles ganz normal“, heißt es dann. „Ihr Sohn braucht noch etwas Zeit, er ist halt einen Tick langsamer als die anderen.“

Laut Hans Brügelmann brauchen die Kinder über die Grundschulzeit hinaus Unterstützung für die Entwicklung ihrer Rechtschreibung. Norbert Sommer-Stumpenhorst spricht sogar von rund neun Jahren, die zur Rechtschreibentwicklung benötigt würden. Auch die Gymnasien, schimpft Brügelmann, müssten sich darauf endlich einstellen.

Die jedoch sehen das ganz anders. „Wir haben genug mit G8 zu tun“, erzählt eine Kölner Gymnasiallehrerin, „für Rechtschreibung bleibt da noch viel weniger Zeit als früher.“ Für Kinder, die am Ende der vierten Klasse noch nicht weitgehend fehlerfrei schreiben könnten, seien die Probleme programmiert – in allen Fächern.

Nach der Schule wird es eher noch schlimmer für die Rechtschreibchaoten. Achim Dercks, stellvertretender Geschäftsführer des Deutschen Industrie- und Handelskammertags, sagt: „Ein gutes schriftliches Ausdrucksvermögen ist von zentraler Bedeutung, unter anderem für den Umgang mit Kunden. Fehlerhafte oder schlecht formulierte Anschreiben sind keine gute Werbung für ein Unternehmen.“ Wer also will jemandem eine Lehrreife geben, der schon in der Werbung um eine „Leerstelle“ nachsucht?

Also zurück zum Drill, und was war? „Auf keinen Fall!“, sagt Günther Thomé. „Wir wollen ja nicht zurückfallen in alte Zeiten.“ Diktate zum Beispiel, das wissen man inzwischen, seien „völliger Unsinn“ meint Thomé. „Nur gute Rechtschreiber mögen Diktate. Allen anderen Schülern schaden sie eher.“

Das Grundproblem des deutschen Rechtschreibunterrichts formuliert Thomé so: „Weder die Autoren der Lehrmaterialien noch die Lehrer wissen, wie die deutsche Orthografie eigentlich funktioniert.“ An der Uni lernen die wenigsten Lehramtsstudienten, wie man den Kleinen das richtige Schreiben beibringt; die Schriftsprachdidaktik werde vernachlässigt, in der Lehrerausbildung herrsche „Dilettantismus“.

Thomé ist überzeugt: Man muss den Schülern von Anfang an die Grundstruktur der Schriftsprache beibringen. Und die finde sich weder im ABC noch in den daran angelehnten Anlauttabellen. Die 26 Buchstaben des Alphabets – mitsamt den Umlauten und dem „ß“ sind es 30 – bilden nämlich nur extrem unzureichend die Standardlaute der deutschen Sprache, die sogenannten Phoneme, ab.

Fragen Sie mal die Lehrerin Ihrer Kinder, wie viele Vokale es im Deutschen gibt“, sagt Thomé. „Sie wird wahrscheinlich sagen: fünf. Oder acht, wenn sie ä, ö und ü mitzählt. Tatsächlich aber gibt es 16.“

Übersehen werden zumeist die Kurzvokale, die aber entscheidend sind für die Rechtschreibung. So steht das „ü“ in „Mütze“ für einen völlig anderen Laut als in „Bücher“, und das „i“ in „Witz“ klingt ganz anders als das in „Iger“. Der häufigste Vokal im Deutschen ist das sogenannte Schwa. Es wird als „e“ am Ende von „Blume“ verschrieben und klingt wie der unbestimmte Artikel im Englischen: a.

Die gängige Fixierung der Lehrer auf a-e-i-o-u beschwöre die Fehler geradezu herauf. „Warum schreiben so viele Schüler noch in der vierten Klasse „Ibe Oma?“, fragt Thomé, der sich darüber richtig aufregen kann: „Das ist das Igel-syndrom!“ In fast allen Anlauttabellen, erklärt er, stehe der Igel fürs lange „i“, obwohl dieses nur in einer Handvoll Wörter wie „Bibel“ oder „wider“ vorkomme. „Das heißt, die Kinder lernen die Ausnahme zuerst – und verstehen sie als Regel.“

An einer Vermittlung der Sprachgesetze hapere es in der Lehrerausbildung, sagt auch Renate Valtin. „Die Lehrer

hängen oft der falschen Vorstellung an, dass es eine 1:1-Beziehung zwischen Laut und Buchstabe gibt.“ Aber wenn sie in der Vorlesung auch nur das Wort „Phonem“ erwähne, berichtet Valtin, „ist bei vielen Studenten sofort die Aufmerksamkeits weg“.

Wenn wundert es da, dass die Workshops des Schulpsychologen und „Rechtschreibwerkstatt“-Erfinders Norbert Sommer-Stumpenhorst guten Zulauf haben? Er überfordert niemanden. Seine Hauptbotschaft: Das mit der Rechtschreibung ist eigentlich alles ganz einfach.

An diesem sonnigen Freitagnachmittag zum Beispiel ist er am Schreib-Lese-Zentrum des Germanistischen Instituts der

Universität Münster zu Gast. Stumpenhorsts Buch, sagt der Leiter des Zentrums bei der Vorstellung, sei „ein wichtiges Standardwerk“. Die Zuhörer in Münster schreiben eifrig mit.

In den folgenden drei Stunden werden die angehenden Pädagogen dann eingeladen, selbst das wenige zu vergessen, was sie bislang über Linguistik und Rechtschreibdidaktik gelernt haben – und das fällt manch einem nicht schwer. „Ich kann mich, ehrlich gesagt, gar nicht mehr daran erinnern, was wir da durchgenommen haben“, gesteht eine Studentin.

Jetzt steht der gelehrte Bankkaufmann Sommer-Stumpenhorst, der später Schulpsychologe wurde, im Seminarraum ne-



Pädagoge Brügelmann

wird. Da sagt Jutta: „Mutti, ich muß so

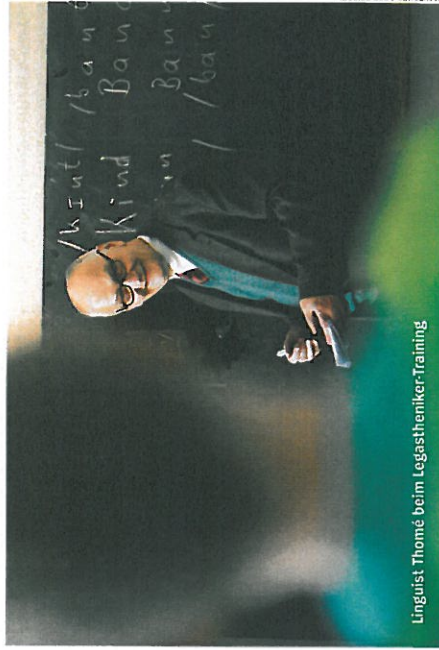
heute austipubiten

messen“ schreiben können. „Und deshalb brauchen Sie auch keine Fehler anzustreichen“, erklärt er den Lehramtsstudenten. „Das ist ein Hobby von Lehrern, das ich noch nie verstanden habe.“ Auch „pleistischer“ (Playstation) solle sie unverändert stehen lassen?, fragt eine Studentin. Selbstverständlich, antwortet der Dozent, wieso denn nicht?

Wie tief und fest Falschgeleertes in den Köpfen sitzt, das erlebt Sprachwissenschaftler Thomé jeden Mittwochmorgen an der Frankfurter Uni, wenn er ver-

in einem Wort schreibt wie „Fahrrad-tour-?“. Die „Fahrradtour“ hatte Nils nämlich korrekt zusammengeschrieben.

„Aber guck mal, wie viel du schon richtig schreibst!“, staunt der Wissenschaftler beim Weiterlesen, und dann, scherzhaft: „Bald fliegst du hier raus aus der Studie!“ Nils wird das in den Griff kriegen, davon ist Thomé überzeugt. Alle zehn Probanden hätten sich bereits entscheidend verbessert, ein Kind gar in drei Monaten von 63 auf 21 Fehlschreibungen pro 100 Wörter.



Linguist Thomé beim Legasthemeniker-Training

sucht, den Probanden seiner Legasthemenie-Studie die Fehler auszureiben.

An diesem Mittwoch hat Nils, 13, seine Wochengeschichte mitgebracht. „Es war sonntag morgen und wir saßen beim Frühstück“, beginnt sie. Nils ist ein Kerlchen mit charmantem Grinsen, er trägt Brille und hat ein klein wenig Gel in seinem blonden Haar. Sein IQ liegt bei 121. Seine Texte sind orthografisches Katastrophengebiet.

Nils beugt sich mit verlegenem Lächeln über sein eigenes Geschreibsel: „Warum zum Teufel macht er immer noch diese Fehler?“ „Überleg mal“, sagt Thomé, „warum man ‚Sonntagmorgen‘ genauso

geleiteten Methoden können die Symptomatik verstärken“, so Schulte-Körne. „Es stimmt einfach nicht, was deren Vertreter behaupten: dass manche Kinder einfach nur langsamer lernen als andere.“

Genau das jedoch ist das gängige Argument, mit dem besorgte Eltern von den Lehrern ruhiggestellt werden. „Auf dem ersten Elternabend müssen Sie vor allem eines erreichen“, erklärt Sommer-Stumpfenhorst den angehenden Pädagogen in Münster: „dass die Eltern sagen: ‚Na ja, warten wir mal ab.‘“

Doch was wäre, wenn die Eltern sich nicht mehr so einfach beruhigen ließen? Wenn sie Sturm liefen gegen die absurden Methoden?

Was wäre also, wenn all die Papas und Mamas Schulleiter in ganz Deutschland unter Druck setzten, ihren Kindern endlich mal richtig schreiben beizubringen? Wenn ein guter Rechtschreibunterricht zur Werbung für eine Grundschule würde?

Günter Jansen setzt viel Hoffnung darauf, dass die Eltern den Aufstand proben. Er selbst war Lehrer, Fachleiter, nun führt er den Widerstand an gegen die einseitige Revolution in den Klassenzimmern. Von seinem gemütlichen Wohnzimmer im Ortchen Dahlem in der Eifel aus versorgt er auf seiner Website grundschulservice.de empörte Eltern mit Zündstoff. Akribisch widerlegt er Glaubenssatz für Glaubenssatz mit wissenschaftlichen Fakten.

Außerdem arbeitet er an einem Brief, den all die Väter und Mütter, die über dem Buchstabensalat ihrer Sprösslinge verzweifeln, demnächst an die Schulleitungen schicken können.

Darin zitiert er am Ende Christa Röber, Pädagogikprofessorin von der Uni Freiburg. Ihr Satz liest sich wie eine handfeste Drohung. Die „Anwendung einer dieser Methoden sei nichts anderes als „unterlassene Hilfeleistung“. RAFAELA VON BREDOW, VERONIKA HACKENBROCH

Video: Besuch in der Rechtsschreibwerkstatt

[spiegel.de/foto/2013/rechtsschreibung](https://www.spiegel.de/foto/2013/rechtsschreibung)
oder in der App **DES SPIEGEL**



langsam schreiben.